

Hamburger Literaturpreise 2020





7
Benjamin Maack
Buch des Jahres



9
Magdalena Saiger
Roman



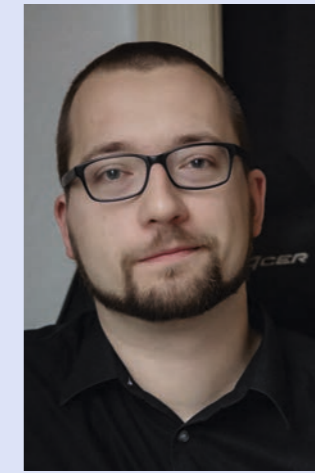
11
Simon Urban
Roman



13
Frank Schliedermann
Erzählung



15
Silke Stamm
Experimentelles



17
Peter Thiers
Drama



19
Uticha Marmon
Kinder- und Jugendbuch



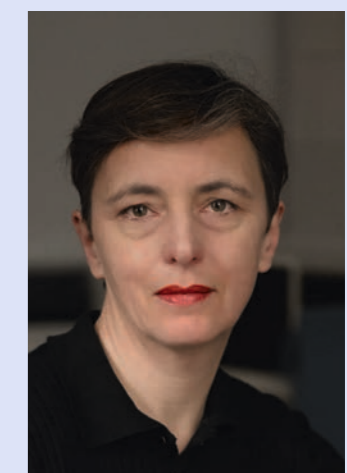
21
Nadine Pedde
Comic



25
Ursel Allenstein
Übersetzung



27
Mirko Bonné
Übersetzung



30
Cornelia Wend
Übersetzung

Die JURY



Julia Ditschke, Britt Somann-Jung, Thomas Bleitner, Katharina Picandet, Natascha Geier (vl.n.r.)

Foto: Jürgen Abel



»Ein echtes Leseerlebnis: Aufzublättern, Atem zu holen, Fahrt aufzunehmen, fokussiert zu sein auf eine Erzählung, durch die wir fliegen, die Zeit zu vergessen, verzaubert zu sein, den imaginären Hut zu ziehen und sich zu verbeugen vor dem beeindruckenden Text von Silke Stamm.«

Thomas Bleitner, Buchhändler, Buchhandlung Lüders



»Uticha Marmon hat mit feinem Humor und großer Empathie eine so glaubwürdige wie spannende Geschichte geschrieben. Sie gibt damit all den Kindern, von denen in diesem Pandemiejahr viel zu wenig gesprochen wird, eine starke Stimme.«

Julia Ditschke, Autorin und Lektorin, Hamburger Literaturpreis 2019



»Es ist große Kunst, wie Peter Thiers seine Figuren lügen, sich gegenseitig demontieren und mit perfiden Finten kämpfen lässt – nüchtern, schnodderig, boshaft und pointiert auf den Punkt - aber erstaunlicherweise nicht ohne Empathie. Mehr geht nicht.«

Natascha Geier, Literaturjournalistin, NDR Fernsehen



»Magdalena Saiger lässt ihre Figur so wütend und so philosophisch zugleich, so klug und dabei subtil witzig sprechen, dass man sich diesem Sog kaum entziehen kann.«

Katharina Picandet, Lektorin, Edition Nautilus



»Sich der Mammutaufgabe angenommen zu haben, maritime Fachbegriffe, Umgangssprache und vertrackte Syntax mit Verve und einem wunderbaren Gespür für Rhythmus und Pointen ins Deutsche übertragen zu haben, dafür gebührt Mirko Bonné unser Lob und ein Preis.«

Britt Somann-Jung, Übersetzerin, Hamburger Literaturpreis 2019

Benjamin Maack

»Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein.«

»Vier Körper, vier Arten, sich auszustrecken, sich aneinanderzudrücken, Platz zu beanspruchen, sich zuzudecken, zu atmen. Drei, die träumen, und einer, der leerläuft, der ein hohes Summen ----- . Zahnarztbohrerheulen in einem leeren Kopf und eine Gehwegplatte auf der Brust. Diese ganze, dieser riesige Haufen -----? Nein. Ja was eigentlich.«



Benjamin Maack, geboren 1978, studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Volkskunde. Er veröffentlichte die Kurzgeschichten- und Gedichtbände »Du bist es nicht, Coca Cola ist es« (2004), »Die Welt ist ein Parkplatz und endet vor Disneyland« (2007) und »Monster« (2012). Neben weiteren Auszeichnungen wurde ihm beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2013 der 3sat-Preis sowie der Förderpreis zum Hermann-Hesse-Preis 2016 verliehen. »Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein« ist im Suhrkamp Verlag erschienen. Er lebt und arbeitet als Autor und Journalist in Hamburg.

Laudatio Benjamin Maacks Buch führt mitten hinein in einen Kopf voll Finsternis. Benjamin hat einen tollen Beruf, eine kluge Frau, zwei niedliche Söhne und viele Freundschaften. Immer wieder verdüstern sich seine Gedanken bis zu jenem Punkt, an dem er nicht mehr weiß, warum er auf der Welt ist und sich fragt, ob sie ohne ihn nicht eine bessere wäre. Hinter dem nonchalanten Titel »Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein« verbirgt sich ein ebenso schonungslos wie ehrliches und an vielen Stellen auch humorvolles Zeugnis über die Krankheit Depression. Und ein Stück große Literatur. Benjamin Maack schreibt aus der Krankheit heraus und schafft es doch, auf höchst literarische Weise neben sich zu stehen – und uns von seiner Pein zu erzählen. Das ist eine hohe Kunst, die den Mut zu einem neuen Schreiben über Krankheit ebenso erfordert wie einen radikalen Gestaltungswillen. Können Bücher Leben retten? Ich weiß es nicht. Aber dieses Buch kann uns das Leben erklären, eine wichtige Facette davon allemal. Und das ist schon ganz schön viel. **Dr. Carsten Brosda**, Senator für Kultur und Medien

»Wie sanft der Klang sich über die Lippen ausatmet. Eine schwere Decke für den Kopf. Doppelt gelegt.«

»Wer kann schon damit rechnen, dass es das gibt: dass jemand aufbricht, sein Leben aufgibt, wie es doch recht glatt lief zuletzt, und sucht sich einen Ort, der einem Nirgends nahekkommt, sehr nahe.«

»Was ihr nicht seht oder Die absolute Nutzlosigkeit des Mondes«

»Wie angebraucht die Worte sind. Ich schreibe Erweckung, und ihr denkt an Saulus auf der staubigen Landstraße nach Damaskus, ich schreibe Wunderhirsch, und ihr denkt an Jägermeister und Folklore in dicken Wandrahmen, ich schreibe Stammesführer, und ihr werdet gleich ganz national, ich schreibe Anmut, und ihr denkt an die Rehaugen der Bibliothekarin, ich schreibe Lebenändern, ihr habt dazu Kalendersprüche und Ratgeber und Erfahrungen, ich schreibe Schönheit, und da wird es am schlimmsten. Ich schreibe: Es war einfach nur ein Hirsch.
Und: Ich sah ihn.
Aber durch und durch.«

Magdalena Saiger, geboren 1985, studierte Germanistik und Geschichte in Berlin und Madrid, seit 2011 lebt und arbeitet sie in Hamburg, seit 2015 Promotion im Fach Geschichte an der Universität Hamburg. 2012 wurde sie mit einem Förderpreis für Literatur der Stadt Hamburg ausgezeichnet. 2018 war sie mit dem Kinderhörspiel »Wolle und der Sommer« zum Festival »Leipziger Hörspielsommer« eingeladen, 2014/15 und 2019 erschienen Auszüge aus den Romanen »Andernorts« und »Am Wasser das Haus« im »ZIEGEL - Hamburger Jahrbuch für Literatur«.

Laudatio Was Ihr nicht seht, das beschreibt ein namenloser Erzähler seinem Publikum in einem Text, den »nie jemand lesen« wird, so heißt es gleich im ersten Satz. Ein Papierlabyrinth nämlich, ein begehbare Kunstwerk will er an einem unauffindbaren Ort bauen, den er selbst nur mühsam über Google Maps gefunden hat, da, wo die Rasterung unscharf wird. In diesem Hinterland bei der Autobahn findet er eine verlassene Lagerhalle vor, die für sein Vorhaben geeignet scheint, seine Planung nimmt Formen an. Doch eines Tages taucht eine zweite Figur auf, von der ersten Giacometti genannt. Der stammt aus dem Dorf, das hier abgebaggert wurde, um einem bald wieder aufgegebenen, weil unergiebigem Kohleabbaugebiet Platz zu machen. Von allen Bewohnern hat sich Giacometti als einziger nicht umsiedeln lassen, er verwahrt das Dorf in sich und all seine Geschichten, die er nachts, an der Abbruchkante des abgebaggerten Restlochs, dem Künstler erzählt: »Wir sind ununterscheidbar, zwei Punkte im Raum, zwei einsame, aller Welt entfremdete Wesen, zwei Satelliten, die unerreichbar um ihr je eigenes schwarzes Loch kreisen.«

Magdalena Saiger lässt ihre Figur so wütend und so philosophisch zugleich, so klug und dabei subtil witzig sprechen, dass man sich diesem Sog kaum entziehen kann. Als Lesenden bleibt uns nichts anderes übrig, als den Figuren ins Labyrinth zu folgen. Was immer uns da noch erwarten mag – auf jeden Fall offenbart uns dieser Roman eine großartige Literatin. Herzlichen Glückwunsch!

Katharina Picandet

»Um 18:04 Uhr verkündete ich das Strafmaß und verurteilte die Großmutter zum Tode. Eine Berufung war nicht möglich.«

Simon Urban, geboren 1975 in Hagen, Studium der Germanistik und Komparatistik in Münster, Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Sein Roman »Plan D« (2011), in dem die DDR heute noch existiert, wurde in elf Sprachen übersetzt. 2014 erschien der Roman »Gondwana«. 2013 war er Writer in Residence beim International Writing Program der Universität Iowa. Für die ARD schrieb er die Erzählvorlage zum Spielfilm »Exit« (2020). Er lebt in Hamburg und Techau (Ostholstein). Sein neuer Roman »Wie alles begann und wer dabei umkam« erscheint im Frühjahr 2021 im Verlag Kiepenheuer & Witsch

»Wie alles begann und wer dabei umkam«

»Gravierenden Veränderungen unterworfen zu sein, die man nicht beeinflussen kann, stellt bedauerlicherweise eine hartnäckige Konstante der menschlichen Existenz dar, die Pubertät jedoch nimmt im Kanon des fremdbestimmten Wandels zweifellos eine besonders perfide Sonderrolle ein. Der härteste Eingriff in die eigene Gefühlswelt erfolgt, warum auch immer, ausgerechnet in der Phase größter Verunsicherung, was mir immer schon vorkam wie eine Art darwinistische Generalprobe. Wer zu schwach ist, um die Testphase auszuhalten, geht drauf, was auch sein Gutes hat, denn so versaut er wenigstens nicht den Genpool der eigenen Population und erspart dieser schönen Welt weitere Generationen von Weicheiern etc. Ich blieb zwar länger als andere Teenager von den Auswirkungen der einsetzenden Geschlechtsreife verschont, aber als ich schon glaubte, eine rühmliche Ausnahme zu sein, die sich mit den quälenden Peinlichkeiten des physischen Erwachsenwerdens nicht abgeben müsse, erwischte es mich umso heftiger (was mir damals wie eine gerechte Strafe für meine grenzenlose Naivität vorkam).«



Laudatio Am 14. Dezember 1988 verurteilt der zu diesem Zeitpunkt dreizehnjährige Ich-Erzähler in Simon Urbans Roman die eigene Großmutter zum Tode. »Eine Berufung war nicht möglich.« So endet das erste Kapitel und verwundert reibt man sich die Augen. Dabei empfindet man das Urteil da schon als völlig gerechtfertigt, der Erzähler hat ja ausführlich dargelegt, wie die bitterböse Großmutter ihre »gutmütig-friedvolle« Schwiegertochter in einer Tour demütigt und ausbeutet, wie sie die Familie ihres eigenen Sohnes für eine Wuchermiete in die Souterrain-Wohnung des mit Blautannen umstellten Stuttgarter »Eigentums« verbannt hat, wie sie sich unablässig verschiedener Straftaten des Strafgesetzbuches, darunter Körperverletzung durch seelische Folter und Menschenhandel, schuldig macht. Das Urteil, so viel sei verraten, wird nicht vollstreckt, aber möglicherweise andere, später. Denn dieser erzählende Wunderknabe der Jurisprudenz wird dem Recht sein Leben widmen – erst innerhalb des Systems, dann, als das Missverhältnis zwischen Recht und Gerechtigkeit nicht mehr zu ertragen ist, außerhalb. Es ist mithin die Geschichte der Radikalisierung eines deutschen Bürgersohnes, der mit 72 Jahren aus der nahen Zukunft zu uns spricht und bissige Bilanz zieht. In einer Sprache, die er sich »beim jungen Schiller geliehen« hat, pointiert, schonungslos und eitel, lässt Simon Urban seinen Erzähler Milieus und Umstände seines Lebens sezieren und Rechtsgeschichte schreiben. »Wie alles begann« durfte die Jury schon lesen. »Wer dabei umkam« und welche Wendungen und Denkanstöße dieser außergewöhnliche, waghalsige und von düsterem Witz durchzogene Roman sonst noch für uns bereithält, darauf sind wir sehr gespannt. **Britt Somann-Jung**

Dorval ist eine kanadische Kleinstadt in der Nähe von Montreal. Im April 2020 entdeckten Polizisten und Mitarbeiter des Gesundheitsamts dort die verheerenden Zustände in einem Altenheim. Nahezu das gesamte Personal der Herron Résidence war aus Angst vor einer Covid-19-Ansteckung nicht mehr zur Arbeit erschienen. Die Bewohner blieben tagelang sich selbst überlassen. Einige waren unterernährt, als man sie fand, dehydriert und in desolatem Allgemeinzustand. Für 31 Menschen kam jede Hilfe zu spät.



Frank Schliedermann, geboren 1973, arbeitete viele Jahre als Werbetexter für Autos, Deos, Motorsägen und Haarwuchsmittel, ehe er begonnen hat, Kurzgeschichten zu schreiben. Seitdem wurden mehrere seiner Texte in Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht sowie bei Wettbewerben prämiert. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

»Dorval, Quebec«

»Die morgendliche Dienstbesprechung beginnt mit schlechten Nachrichten. Das gesamte Küchenpersonal sei heute nach Hause geschickt worden, nachdem eine der Abwaschhilfen positiv getestet wurde. Wieso sie überhaupt getestet worden sei, fragt die Neue. ›Ich dachte, es stünden keine Tests zur Verfügung?‹

Richtig, antwortet der Mann im grauen Anzug. Dabei beugt er sich so nah an die Kamera seines Laptops, dass einige Bartstoppeln auf Wange und Kinn zu erkennen sind. Die Sache sei die, sagt er: Die Abwaschhilfe arbeite nebenbei als Kindermädchen eines Montrealer Stadtrats. Dieser habe auf einem Test bestanden und den Fall dann sofort den Behörden gemeldet. Die hätten sich daraufhin an das Herron gewandt. Der Pflegedienstleitung seien in diesem Fall die Hände gebunden.

›Und woher bekommen wir jetzt was zu essen?‹, will die Neue wissen.

Der Mann im grauen Anzug lächelt ein wenig beleidigt. Es werde unter Hochdruck an einer Lösung gearbeitet.

›Lieferdienst, oder was?‹, fragt die Neue und muss dabei fast lachen. Gestern Abend hat sie sich mit ein paar Mitschülern aus ihrer Abschlussklasse getroffen. Alle haben entsetzt mit dem Kopf geschüttelt, als sie von den katastrophalen Zuständen im Herron berichtet hat, vom Personalmangel, von fehlenden Tests, vom Müll, der sich im Materiallager stapelt und diesen lächerlichen Videokonferenzen. Von William und Schwester Renata, wie abgestumpft sie mittlerweile seien. Es tat so verdammt gut, das mal alles loszuwerden. Auch von der hustenden Dorothy hat sie erzählt, von Mr. Tucker. Wie stolz er sie immer ansieht, wenn er vom ›Glücksrad‹ Gucken einen Ständer bekommt. Eigentlich war es noch ein ganz lustiger Abend. Plötzlich standen überall Leute auf den benachbarten Balkonen und applaudierten.«

Laudatio So könnte es gewesen sein. Mit diesem Satz ließe sich Frank Schliedermanns Erzählung »Dorval, Quebec« programmatisch überschreiben, und doch griffe die Überschrift zu kurz. Frank Schliedermann hat sich tief hineingedacht ins Innere des Schauplatzes und in seine Figuren. Meisterhaft zeichnet er ein vielstimmiges Bild des Möglichen, ein Mosaik der unterschiedlichen Wahrnehmungen: der Heim-Bewohner*innen einerseits, ihrer Pflegekräfte und der Pflegedienstleitung andererseits. Ohne je zu urteilen oder zu hierarchisieren, entwirft er diese widersprüchlichen Wirklichkeiten und betont damit den Umstand, dass jeder Blick naturgemäß perspektiviert und damit begrenzt ist. Wie ein jeweils eigener Film stehen die Wahrheiten der Einzelnen für sich und verdichten sich doch immer mehr zu einem Ganzen. Der empathischen Tiefe steht eine formale Knappheit gegenüber, eine pointierte Atemlosigkeit, die die zunehmende Beklemmung im sich steigernden Ausnahmezustand ausgezeichnet einfängt.

Ausgedacht: ja. Dem Leben entnommen: ja. Mit »Dorval, Quebec« zeigt Frank Schliedermann auf beste Weise, was Fiktion vermag: Sie macht die Wirklichkeit erfahrbar und verstehbar. **Julia Ditschke**

Fünf Männer, eine Frau, eine alpine Ski-durchquerung im Spätwinter: Wind, Nebel, manchmal Sonne, möglicherweise auch Lawinen. Für acht Tage sind sechs Menschen, die sich vorher nicht kannten, zusammen im Hochgebirge unterwegs.

Silke Stamm, geboren 1968 in Schwenningen am Neckar, studierte Mathematik und Physik in Freiburg und Edinburgh und unterrichtet heute als Lehrerin. Sie ist Mitglied im »Forum Hamburger Autorinnen und Autoren« und wurde 2013 mit einem Förderpreis für Literatur der Stadt Hamburg ausgezeichnet. Zuletzt erschien 2017 ihr Buch »Besser wird es nicht. Achtundneunzig Arten, eine Antwort zu erhalten« bei PUNKTUM Bücher.

»Hohe Berge«

»Kaum geschlafen zu haben in der Nacht, weil es im Zug keine Liegewagen gab; sich auf einen Zweiersitz gelegt zu haben, was jedoch nicht möglich war, ohne mit Kopf und Knien gegen Armlehne und Vordersitz zu stoßen; die ganze Nacht über gefroren zu haben, nach und nach fast alle Kleidungsstücke, die sich im Rucksack fanden, übereinander angezogen zu haben und sogar in den Seidenschlafsack gekrochen zu sein, trotz der Befürchtung, ihn dabei zu zerreißen; mit angewinkelten Beinen schlaflos in der dünnen, weißen Hülle gelegen zu haben, dem vom Geratter der Räder unterstrichenen Unbehagen ausgeliefert, mit Material, das noch nicht einmal für eine Zugfahrt ausreicht, für die Tour nicht gut gerüstet zu sein; als der Zug dann nach Mitternacht fast eine Stunde lang in der Stille einer dunklen, menschenleeren Gegend stehenblieb, Angst bekommen zu haben, den Anschluss zu verpassen und nicht einmal den Startpunkt der Tour rechtzeitig zu erreichen.

Frühmorgens dann doch beinahe pünktlich hinter der Grenze angekommen zu sein, und in den wenigen Minuten, die für den Weg die Treppe hinauf, an Stehcafés und Imbissen vorbei und dann wieder zum anderen Gleis hinunter blieben, die Ski zwar hauptsächlich an Menschen in Jeans oder Geschäftskleidung vorbeigetragen zu haben, sich dabei in Skistiefeln aber schon weniger deplatziert vorgekommen zu sein.

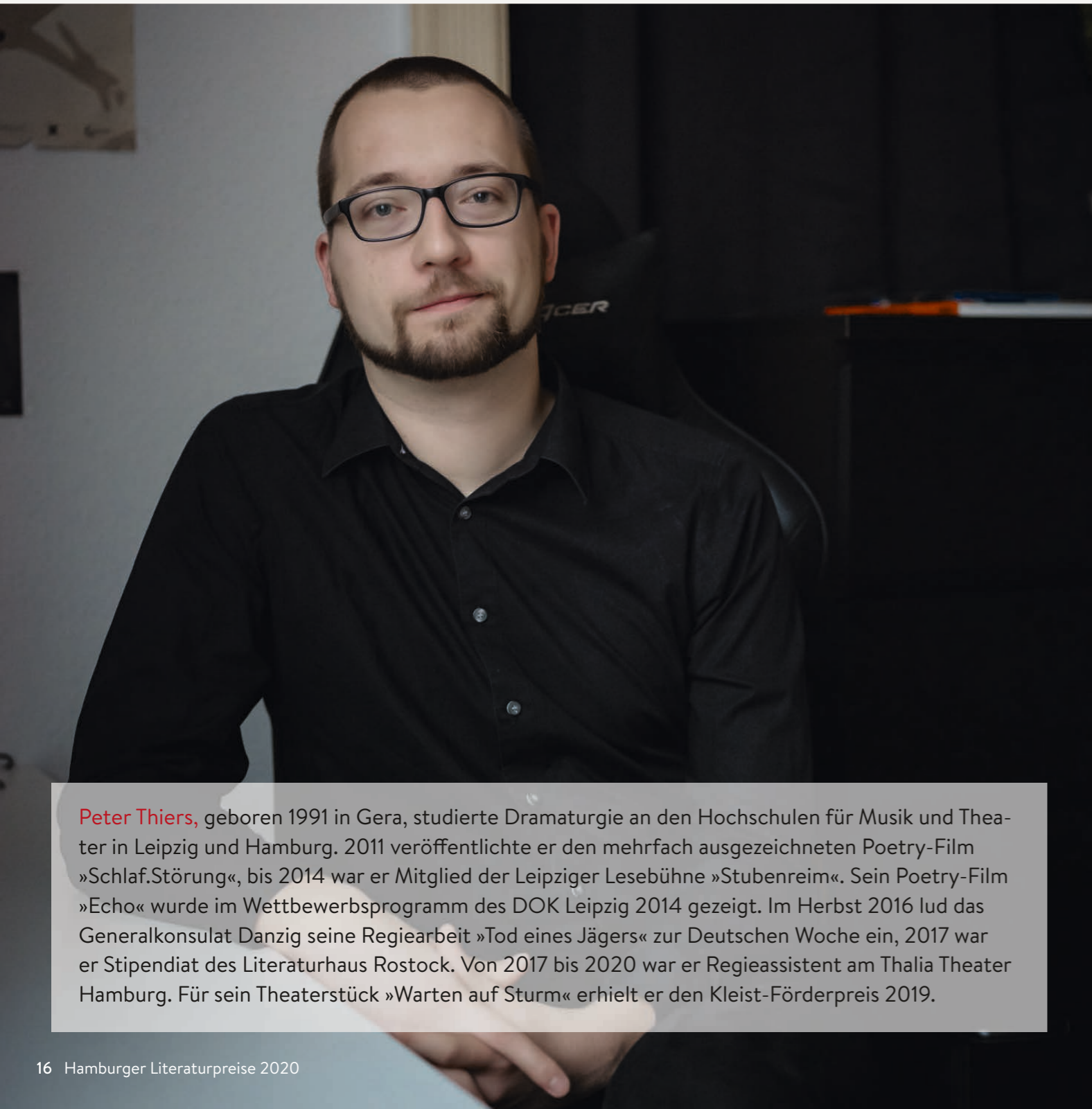
Später am Vormittag an einem kleinen Bahnhof auszusteigen, und unter denen, die mit aussteigen, die anderen Teilnehmer auch aus den Augenwinkeln sofort an ihrer Ausrüstung zu erkennen, und daran, dass sie sich ebenfalls vorsichtig umsehen.«

Laudatio Acht Tage, in denen der Erzählerin ihre Außenseiterrolle mehr und mehr bewusst wird – als einzige Frau in einer Gruppe alpiner Abenteurer, die sich notgedrungen sehr nahekommen, die gemeinsam auf verlassenen Berghütten übernachten und vom Moment ihres Aufbruchs an einander ausgeliefert sind. Die Sorge, die eigenen Fähigkeiten überschätzt zu haben, ist so allgegenwärtig wie die Gefahr von Schneestürmen und Lawinenabgängen. Die Gruppe harmoniert nicht, und intuitiv richtet sich die Aufmerksamkeit der Erzählerin auf denjenigen, der die Fäden in der Hand zu halten scheint: den Leiter der Gruppe, ihren Bergführer.

Silke Stamms Text »Hohe Berge« ist mutig, er besteht gänzlich aus Infinitivsätzen. Das Tempo, das er dadurch entfaltet, ist enorm und seine Verdichtung brillant. Stilsicher wird das an sich schon beklemmende Szenario durch die kategorische Satzstruktur noch gesteigert. Wir Leser*innen fühlen uns wie auf einer alpinen Abfahrt, die die Autorin uns hinunterschickt. Es ist, um in der außergewöhnlichen Sprache von »Hohe Berge« zu sprechen, ein echtes Leseerlebnis: Aufzublättern, Atem zu holen, Fahrt aufzunehmen, fokussiert zu sein auf eine Erzählung, durch die wir fliegen, die Zeit zu vergessen, verzaubert zu sein, den imaginären Hut zu ziehen und sich zu verbeugen vor dem beeindruckenden Text von Silke Stamm. **Thomas Bleitner**

Der Ort: spärlich renoviert, verstreute Einzelteile, lediglich eine Ahnung vorheriger Nutzung. Eine Garage – oder ein anderer Nicht-Ort, in dem kaum mehr stattfindet als ein Versprechen.

Die Zeit: Nicht so spät wie erhofft.



Peter Thiers, geboren 1991 in Gera, studierte Dramaturgie an den Hochschulen für Musik und Theater in Leipzig und Hamburg. 2011 veröffentlichte er den mehrfach ausgezeichneten Poetry-Film »Schlaf.Störung«, bis 2014 war er Mitglied der Leipziger Lesebühne »Stubenreim«. Sein Poetry-Film »Echo« wurde im Wettbewerbsprogramm des DOK Leipzig 2014 gezeigt. Im Herbst 2016 lud das Generalkonsulat Danzig seine Regiearbeit »Tod eines Jägers« zur Deutschen Woche ein, 2017 war er Stipendiat des Literaturhaus Rostock. Von 2017 bis 2020 war er Regieassistent am Thalia Theater Hamburg. Für sein Theaterstück »Warten auf Sturm« erhielt er den Kleist-Förderpreis 2019.

»Paradiesische Bauten«

BALDACHIN Eine Garage ist das hier einmal gewesen. Sie werden feststellen: davon ist kaum noch was übrig.

EINS Diese Garagentore hier drüben, zum Beispiel?

BALDACHIN Das sind höchst moderne, anthrazit-matt verkleidete Hydrauliktüren mit bewegungsautomatisierter Fernsteuerung.

ZWEI Sehen aus wie Garagentore.

BALDACHIN Verhandeln Sie mit mir über unsere gemeinsam wahrgenommene Realität?

EINS Absolut nicht. Mir gefällt sogar, wie altmodisch die Tore wirken. (korrigiert sich) Altmodisch in ihrer Modernität.

ZWEI Und wo wäre das Badezimmer?

BALDACHIN Die sanitäre Struktur in diesem Objekt ist eher vakant.

ZWEI Es gibt kein Badezimmer.

BALDACHIN Es gibt ein Badezimmer – nur nicht in dieser Wohnung. Wir geben Ihnen stattdessen die einmalige Chance, in der Ausübung Ihrer körperlichen Bedürfnisse Kreativität zu beweisen.

ZWEI Und wo soll ich duschen?

BALDACHIN Wir leben in einer Dürre. Wissen Sie, wie viele Wasserreserven jedes Jahr draufgehen, für vermeintlich wichtige Körperhygiene? Haben Sie einmal einem Delfin in die Augen gesehen, und ihm demonstriert, wie Sie seinen Lebensraum weg duschen?

Laudatio Es ist ein Szenario, das vertraut und grotesk zugleich ist: Eine Wohnungsbesichtigung. Zwei Menschen mittleren Alters, ein Mann, eine Frau, interessieren sich für das angepriesene Mietobjekt, ein »Loft«. Es stellt sich heraus: es ist ein schäbiges Objekt, nur eine umgebaute Garage. Der Makler des globalen Immobilienkonzerns »Paradise« tritt pompös auf, entlarvt sich selbst aber binnen kürzester Zeit als Null, voll drauf auf Psychopharmaka, seinem Beruf überhaupt nur noch gewachsen, weil eine künstliche Intelligenz an seiner Seite steht, die Computerassistentin Dea (der Anklang an die lateinische »Göttin« ist bestimmt nicht unbeabsichtigt). Aus einer Grundkonstellation von hohen Erwartungen und niederen Instinkten macht Thiers ein Theaterstück, das relevant und rasant ist, aktuell, politisch und wortgewitzt. Eine Gegenwart, die zerfressen ist von den Heuschrecken internationaler Immobilienfonds scheint ein eher trockenes, düsteres Thema – hier ist es eine furiose Abrechnung mit dem Neoliberalismus. In zwei atemlosen Akten selbstermächtigen sich die zwei nur vermeintlich hilflosen Mietwilligen. Sie versuchen, den Makler und einander auszutricksen. Es entsteht eine hochgepitchte Alltagssituation, in der zunehmend jede gegen jeden antritt. Auch die künstliche Intelligenz »Dea«, die eigentliche Strippenzieherin.

Es ist große Kunst, wie Peter Thiers seine Figuren lügen, sich gegenseitig demontieren und mit perfiden Finten kämpfen lässt – nüchtern, schnodderig, boshaft und pointiert auf den Punkt – aber erstaunlicherweise nicht ohne Empathie. Mehr geht nicht. **Natascha Geier**



»Eines steht fest: Wer der Meinung ist, dass ›Kaninchenbau‹ noch immer ein Schimpfwort ist, der hat sicher nie einen Fuß hier reingesetzt.«

Uticha Marmon, geboren 1979, studierte Dramaturgie, Literaturwissenschaft und Pädagogik in Mainz, Wien und München. Sie arbeitete als Theater-Dramaturgin und war einige Jahre als Lektorin und Regisseurin bei einem großen Hörbuchverlag tätig, ehe sie sich selbstständig machte. Seitdem schreibt sie Kinderbücher, produziert als Dramaturgin und Regisseurin Hörbücher und Hörspiele und engagiert sich in der Lese- und Zuhörförderung. Zuletzt erschienen sind »Als wir Adler wurden«, Fischer Sauerländer 2020, »Karly, Rocky und der große Schmutzkyplan«, Planet! 2020. »Dreizehn Wochen Sonntag oder Wie ich den Kaninchen die Sprache zurückgab« erscheint im Frühjahr unter dem Titel »Das stumme Haus« bei Fischer Sauerländer.

»Dreizehn Wochen Sonntag oder Wie ich den Kaninchen die Sprache zurückgab«

»Alle, die ich kenne – und ich kenne jedes einzelne Kaninchen, das könnt ihr mir glauben –, wohnen gerne hier. Darum nennen wir unser Haus auch selbst alle den Kaninchenbau. Kaninchen sind ja irgendwie auch ganz niedlich, oder?«

Klar, manchmal ist es bei uns ziemlich laut, weil die Wohnungen für die meisten Familien zu klein sind. Darum stehen immer ein paar Wohnungstüren offen und es sitzt irgendwer auf den Stufen oder im Hinterhof, um sich zu unterhalten. Oder um zu telefonieren, weil es drinnen zu laut ist. Manche kommen auch einfach in den Hof, um sich die Sonne auf den Pelz scheinen zu lassen. Irgendwer hat mal einen großen Stapel Plastikstühle gekauft. Die stehen das ganze Jahr kreuz und quer im Hof, aber wenn man das Leben hier im Blick behält, dann kann man immer sehen, wer zuletzt mit wem zusammensaß.«



Laudatio Uticha Marmon nimmt uns mit in den »Kaninchenbau«, das wuselige Mehrfamilienhaus, in dem Nikosch und die anderen wohnen. Von einem auf den anderen Tag ist dort nichts mehr so, wie es mal war: Niemand darf raus, Abstand heißt das Gebot der Stunde. »Dreizehn Wochen Sonntag oder Wie ich den Kaninchen die Sprache zurückgab« ist keine Geschichte über das Virus, sondern über einen Einbruch in unser aller Leben, dem unser Verstehen zwangsläufig hinterherhinkt. Das große Verdienst des Textes ist es, genau das anzuerkennen, nämlich dass der Boden unter uns wankt – und dass diesem Wanken nicht mit vorgefertigten Antworten beizukommen ist, sondern nur mit einer ordentlichen Portion Kreativität. Auch deshalb macht die Geschichte so großen Spaß: Briefschlitzgespräche, »Virus 1 an Virus 2«-Funkrufe, Taschenlampenlichtsignale – Nikosch, Nini und Paula entwickeln gleich eine ganze Ladung witzig-origineller Lösungen, damit aus der räumlichen Distanz keine soziale wird. Und vor allem damit dem Jungen von gegenüber geholfen werden kann. Herausragend ist die Erzählstimme Nikoschs. Mit ihr geht Uticha Marmon dicht heran an die kindliche Wahrnehmung der veränderten Situation, so dicht – und das ist ein wunderbar beiläufiger Effekt –, dass man als Leser*in beinahe vergessen kann, dass der Bericht nicht von Nikosch selbst verfasst ist, sondern dass da eine Autorin ist, die all das arrangiert hat. Uticha Marmon hat mit feinem Humor und großer Empathie eine so glaubwürdige wie spannende Geschichte geschrieben. Sie gibt damit all den Kindern, von denen in diesem Pandemiejahr viel zu wenig gesprochen wird, eine starke Stimme. **Julia Ditschke**

»Gespenster der DDR«



Nadine Pedde, geboren 1986 in Pritzwalk, studierte Illustration an der HAW Hamburg, seit 2016 freischaffende Illustratorin für »reportagen«, »DUMMY«, »DB Mobil«, »BISS« und andere. 2014 Teilnahme an »The Illustrators Exhibition« bei der Bologna Children's Book Fair, Teilnahme an mehreren Gruppenausstellungen beim Comicfestival Hamburg.



Zwei Geschichten kreisen um ein Land: Als in Rosa etwas zu wachsen beginnt, wird sie von Gespenstern der DDR heimgesucht, wodurch alte Wunden bei ihr aufbrechen. Thomas Brasch verlässt die DDR, um Künstler sein zu können, kann dorthin aber nicht mehr zurück wie zuvor. Beide sind auf der Suche nach etwas, das in diesem Land verloren ging, doch die DDR gibt es nicht mehr.



Laudatio Nadine Pedde verknüpft drei Erzählstränge: Der Autor Thomas Brasch verlässt die DDR und spricht mit seinem Vater, der der SED treu blieb. Die fiktive Figur Rosa hat einen Tumor und liegt im Krankenhaus. Rosa wurde noch in der DDR geboren, hat aber kaum Erinnerungen daran. Verschiedene Gespenster erscheinen und erzählen Rosa von der DDR und von ihrer Mutter. Im Brasch-Stück »Geiler und Gammler« taucht der Geist der DDR als Gespenst auf, das hat Pedde zum Konzept ihrer Arbeit inspiriert. In verschiedenen Einschüben wird von der DDR und ihrem Ende erzählt, zum Beispiel von der Abwicklung des Kombinats »Schwarze Pumpe«. Wie die Figur Rosa wurde die

Autorin Pedde noch in der DDR geboren, beide gehören also zur »Dritten Generation Ost«, die das Land ihrer Geburt nur aus Erzählungen kennen. Pedde lässt aber offen, wie stark autobiografisch Rosa angelegt ist. Eine atmosphärisch dichte Arbeit, die nicht vom Text, sondern von den Bildern her zu verstehen ist. Ein Gespinst aus unwirklichen Farben und Fragmenten von scheiternden Gesprächen. Eine Geschichte, die langsam gelesen und betrachtet werden will. Dann entsteht zwischen all den Schichtungen von Zitaten und Bezügen ein gespenstisches Grundgefühl von Verfall und Vergeblichkeiten, von Abschieden, geplatzten Träumen und Verletztheiten.

Markus Huber



Jonas Eika widmet sich in seinem Erzählband den extremen Gegensätzen, die der Kapitalismus und die Globalisierung überall auf der Welt hervorgebracht haben, den Profiteuren ebenso wie den Ausgebeuteten, wobei die Trennungslinie in seinen raffiniert gearbeiteten Texten nie ganz eindeutig auszumachen ist.

Ursel Allenstein, geboren 1978 in Frankfurt, studierte Skandinavistik und Germanistik in Frankfurt am Main und Kopenhagen und lebt seit 2007 als freie Übersetzerin aus dem Dänischen, Schwedischen und Norwegischen in Hamburg. Zu ihren Autor*innen zählen Christina Hesselholdt, Sara Stridsberg, Kjersti A. Skomsvold und Johan Harstad. Für ihre Übersetzungen wurde sie mehrfach ausgezeichnet, zuletzt 2019 mit dem Jane-Scatcherd-Preis der Ledig-Rowohl-Stiftung. Außerdem leitet sie auch Workshops für Nachwuchsübersetzer*innen an den Universitäten in Frankfurt, Münster und Wien.

Jonas Eika

»Efter solen / Nach der Sonne«

Übersetzung aus dem Dänischen für Hanser Berlin

»Ich war in der Hoffnung dorthin gekommen, dass mich jemand auf Drinks und Zigaretten einladen würde, und das taten sie auch. Sie erzählten mir von ihrem Leben; dass sie nach London gezogen waren, weil Aurora eine Lehrerinnenstelle an einer Grundschule bekommen hatte, die sie kurz darauf verlor, nachdem sie auch ihr Kind im sechsten Monat verloren hatte und vor die Hunde ging, und ich liebte es, all diese Geschichten zu hören. Ich liebte das Elend, das ganz offensichtlich in ihrem Leben herrschen musste, wenn sie es so freizügig vor fremden Menschen ausbreiteten, mit einem glucksenden Lachen, das ihre Martinis zum Überschäumen brachte. Es fühlte sich paranoid und verrückt an, dass sie sich von beiden Seiten an mich heranmachten. Ich ging mit ihnen mit, weil ich hungrig war. Der Sex und der Spaß, den wir hatten, waren so gut, dass ich bleiben durfte, vielleicht empfanden sie aber auch Mitleid mit mir und meiner Situation. Oder ihr Mitleid war gerade deshalb so groß, weil wir Spaß miteinander gehabt hatten, so gesehen hatte ich an jenem Abend vielleicht auch meine Persönlichkeit investiert. Ich ging mit ihnen mit, weil ich hungrig war. Danach war ich in Aurora verliebt.«



Laudatio Eikas Texte spielen in einer globalisierten Gegenwart, in Bukarest oder London, in Nevada oder Mexiko, seine Figuren arbeiten als IT-Berater oder Beach Boys, handeln mit Drogen oder Derivaten, sind rastlos in Bewegung oder suchen die Nähe anderer Körper. Doch diese präzise skizzierte und sinnlich konkrete moderne Welt verrutscht, irgendwas stimmt da nicht, die Figuren beschleicht immer wieder ein Gefühl der Unwirklichkeit, sie suchen nach Halt und Zugehörigkeit, während die Handlung ins Fantastisch-Dystopische kippt. Das Flirrende, Fluide dieser Texte, das Changieren zwischen wiedererkennbarer Welt und unerhörten Vorgängen in eine frische, klare, so zeitgemäße wie zeitlose Sprache gebracht zu haben, ist das große Verdienst Ursel Allensteins. Ihre Übertragung entwickelt einen unmittelbaren Sog, wechselt mühelos zwischen innerem Erleben und äußerer Wahrnehmung, findet treffsicher das richtige Register für mündliche Rede und poetische Bilder, nie überladen, nie peinlich und immer klangvoll. Da liegen nach einem Streit zwei »steif und trotzig in der Stille«, »die Luft erstarrt«. Da ist die Welt »steril und konturlos und saukalt«, da zeigt sich beim Blick aus dem Zug »ein zaghaftes, strömendes, orangefarbenes Licht in den Blättern und auf den Schienen und den Körpern der Gleisarbeiter, als hätten sie nach dem Schlaf noch nicht zu sich zurückgefunden«. Dass wir mit Jonas Eika aus uns heraustreten und – zumindest vorerst – zu uns zurückfinden dürfen, das verdanken wir Ursel Allensteins wunderbar geglückter und eindeutig preiswürdiger Übersetzung! **Britt Somann-Jung**

Eine Neuübersetzung von Joseph Conrads berühmt-berüchtigtem Narcissus-Roman ist nicht nur aufgrund der im Text dutzendschweifig verwendeten pejorativen Bezeichnung ein vertracktes Unterfangen. Ebenso fordert der holzschnittartig verknäppte und schnell eintönig wirkende Matrosenjargon, der selbst im Original nur bedingt authentisch klingt, zu kreativen Lösungen heraus. Laut Umberto Eco verhandelt der Übersetzer, indem er achtsam Verletzungen des Originals in Kauf nimmt, um wichtigere Elemente erhalten zu können. Er entscheidet nicht zwischen Richtig und Falsch, sondern wägt Gewinn gegen Verlust ab. Die drei bisherigen deutschsprachigen Übertragungen verzichteten auf eine schöpferische Umgestaltung des einst, zu Kolonialzeiten, in gewisser Hinsicht vielleicht authentischen, jedoch immer schon verächtlichen Begriffs »Nigger«, dem die Diskriminierung eingeschrieben und der daher weit mehr als bloß ein Schimpfwort ist. Weder vergessen noch unterschlagen sollte man, dass der Ausdruck im Deutschen fester Bestandteil der NS-Rassenpropaganda war und noch immer ist.



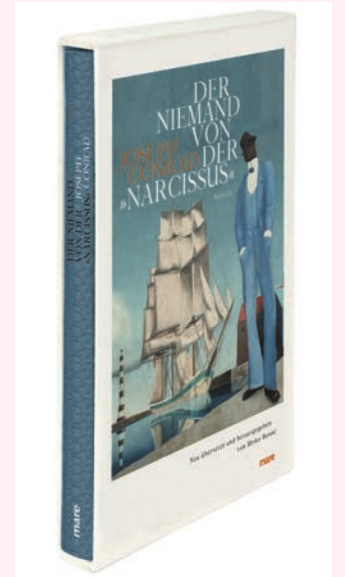
Mirko Bonné, geboren 1965 in Tegernsee, lebt als freier Schriftsteller und Übersetzer in Hamburg. Sein vielfältiges Oeuvre umfasst neben viel beachteten Romanen Gedichtbände, Erzählungen, Aufsätze und Reisejournale. Für sein Werk wurde er unter anderem mit dem Prix Relay (2008), dem Marie-Luise-Kaschnitz-Preis (2010) sowie dem Rainer-Malkowski-Preis (2014) ausgezeichnet. Bonné übersetzte zahlreiche moderne Klassiker, darunter Emily Dickinson, John Keats, Grace Paley, Henry James, Georges Simenon, Antoine de Saint-Exupéry und William Butler Yeats. Er ist Mitglied des PEN und zurzeit Gastprofessor am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Im Frühjahr 2021 erscheint sein neuer Roman »Seeland Schneeland« bei Schöffling & Co.

Joseph Conrad

»The Nigger of the ›Narcissus‹ / Der Niemand von der ›Narcissus‹«

Übersetzung aus dem Englischen für mare

»Werd mir mal nicht vertraulich«, sagte der Schwarze. Donkin zuckte zusammen und setzte sich vor lauter Verblüffung auf eine Kiste in der Nähe. »Ist ja nicht so, als hätten wir zusammen Schweine gehütet«, fuhr James Wait halblaut mit tiefer Stimme fort. »Hier ist dein Tabak.« Nach einer Pause fragte er dann: »Welches Schiff?« – »Golden State«, murmelte Donkin undeutlich, indem er von dem Tabak abbiss. Der Schwarze pffte leise. »Abgehauen?«, fragte er knapp. Donkin nickte – eine seiner Backen beulte sich aus. »Rechzeitig abgehauen bin ich«, nuschelte er. »'n Itakerburschen haben sie totgetreten auf der Überfahrt her, dann sind sie auf mich los. Hab mich verdünnsiert.« – »Deine Klamotten sind dageblieben?« – »Japp, Klamotten und Moneten«, antwortete Donkin und hob die Stimme ein bisschen. »Hab nix. Kein Hemd, kein Bett. 'n' o-beiniger kleiner Irenscheißer hier hat mir ne Decke spendiert ... Denk, ich geh dann man und leg mich heut Nacht im Vorstenge-Stagsegel pennen.««



Laudatio Beim Blick auf den Originaltitel von Joseph Conrads 1897 erstmals erschienener Novelle – »The Nigger of the Narcissus« – leuchtet unmittelbar ein, warum eine Neuübersetzung geboten war. Bis zu Mirko Bonnés Übertragung führte auch der deutsche Text das N-Wort im Titel, doch mittlerweile liest man das grob Abwertende dieser Bezeichnung mit großem Unbehagen. Nun ist es nicht die Aufgabe von Neuübersetzungen, historische Texte so weit zu glätten, dass die Lesenden von heute sich behaglich darin einzurichten vermögen; bestimmte Zuschreibungen, die wir heute als rassistisch empfinden, wird der Text nicht los. Aber Bonné findet für das N-Wort zwei neue Lösungen, den Niemand im Titel und den Schwarzen oder auch schwarzen Mann im Text. Im Titel verschwindet damit der Verweis auf das soziale Konstrukt »Hautfarbe«, es bleibt aber – neben dem Wohlklang der Alliteration – der Bedeutungsgehalt, dass es hier um jemanden gehen soll, der nichts gilt. Gleichzeitig ahnen wir natürlich, dass ein Niemand, der es bis in den Titel schafft, so bedeutungslos nicht sein kann. Es ist ein großes Glück, dass wir von der Seereise des James Wait und seinem Verhältnis zu den anderen, weißen Seeleuten nun lesen können, ohne dass die Figur von vornherein abgewertet wird. So tritt wieder zutage, was Conrads Novelle auch ist: ein packender Abenteuerroman voller Seemannsgarn, eine Studie menschlicher Gemeinschaften zwischen Solidarität und Ausgrenzung, eine comédie humaine voller »Männkens«, »Hökerheinis«, »heruntergekommenen Wesen« und »Irenscheißern«. Sich dieser Mammutaufgabe angenommen zu haben, maritime Fachbegriffe, Umgangssprache und vertrackte Syntax mit Verve und einem wunderbaren Gespür für Rhythmus und Pointen ins Deutsche übertragen zu haben, dafür gebührt Mirko Bonné unser Lob und ein Preis. **Britt Somann-Jung**



Dieser Roman ist für die Übersetzerin in zweifacher Hinsicht eine große Herausforderung, zum einen durch den großen Rechercheaufwand zu einem breit gestreuten Themen-Spektrum, das von Meteorologie über Geologie und Paläontologie bis hin zur Öl- und Windkraftindustrie reicht, und zum anderen durch den Stil der Autorin, deren wie von Windböen angetriebene, umherwirbelnde Sätze sich nur schwer greifen und in einen geregelten Satzbau zwingen lassen.

Cornelia Wend, geboren 1965, studierte Romanistik und Germanistik in Hamburg und Rouen. Seit 1994 ist sie als freie Autorin und Übersetzerin tätig. Sie hat unter anderem Jérôme Leroy, Patrick Pécherot, Paul Colize und Chloé Mehdi übersetzt. Im August 2018 war sie als Residenzstipendiatin der Kulturbehörde im Château de Millemont im Frankreich.

Élisabeth Filhol »Doggerland«

Übersetzung aus dem Französischen für
Edition Nautilus



»Das Meer wird sich erheben, sich in Stellung bringen, nun seinerseits seine Stärke demonstrieren und darauf reagieren, es wird immer wieder gegen die Pfeiler der in der Dunkelheit hell erleuchteten Bohrseln schlagen, und die werden weiter oben, in ihren Aufbauten, ins Wanken kommen, durch den Windwiderstand, und es wird ihre Sockel erschüttern, ihre Betonverankerung in hundertzwanzig Metern Tiefe bedrohen, während oben in der Höhe das Knirschen, das Knacken dem Ohr ein ebenso deutliches Maß vorgeben wird wie ein Anemometer. Aber noch ist es nicht so weit, noch ist das Meer auf dem Weg, ist weiß und kaum strukturiert, hatte nicht die Zeit, so wie der Wind, dessen Geschwindigkeit mit dem Heranziehen der Front immer stärker wird, seine Kräfte zu bündeln und sich seinen Weg zu bahnen: Statt zum Sturm auf die Förderanlagen und Windparks anzusetzen, statt sich unter dem Bauch der Bohrseln rund zu machen und den Zwischenraum in regelmäßigen Intervallen auszufüllen, bereit, sie im Ganzen anzuheben, treibt es nur kurze Wellen zwischen den Pfeilern hindurch und Schaumkronen in einen orangefarbenen Lichtkreis. Währenddessen nimmt die Windgeschwindigkeit zu, 25 Knoten, 30 Knoten zeigen die Zeiger auf den Anzeigetafeln in den Cockpits der Helikopter an, die gerade ihre letzte Runde aufnehmen, und an Bord der Transportboote, die sich mit ihrer Besatzung in Richtung Aberdeen aufmachen, während der Wind sich jetzt lautstark zu Wort meldet, von einer Stunde zur nächsten an Sicherheit gewinnt, mit der Faust ausholt und alles zu Boden drückt, was ihm Widerstand leistet.«

Laudatio Élisabeth Filhol hat sich bereits in ihrem vielbeachteten Debüt »Der Reaktor«, in dem es um Wanderarbeiter in der Atomindustrie ging, mit der Welt der Arbeit und den mit dem technologischen Fortschritt einhergehenden Risiken auseinandergesetzt. In »Doggerland« setzt sie diese Reflexion fort. Im Mittelpunkt stehen zwei Geologen*innen, Margaret Hamilton und Marc Berthelot, vor zwanzig Jahren an der Uni ein Paar. Margaret hat sich der archäologischen Erforschung des Doggerlands verschrieben, einer Untiefe in der Nordsee, die in der Steinzeit besiedelt war. Marc hingegen hat eine abenteuerliche und lukrative Karriere in der Ölindustrie gewählt. Nun, 2013, können sie sich bei einem Kongress in Esbjerg wiedersehen. Doch am Vorabend ihrer Anreise wird Warnstufe Rot ausgerufen: Orkan Xaver nähert sich Nordeuropa. Der Roman folgt dem Weg des Sturms und seiner zunehmenden Stärke; Xaver erweckt die Geister des Doggerlands und die Erinnerungen der beiden an ihre gemeinsame Zeit zum Leben, er fördert alte Bruchlinien zutage. Die Erzählstimme ist dabei kühl und sachlich, schreibt kenntnisreich und hochkomplex über Meteorologie, Geologie, Archäologie. Bei aller fast sachtexartigen Detailtreue gelingt es Filhol, stilistisch eine untergründige Dynamik zu entfalten, entsprechend dem Meer, das sich im aufziehenden Sturm mit erst mit Verspätung erhebt. Dass diese kaum zu bändigende Kraft von Sprache und Sturm sich auch in der deutschen Übersetzung nachvollziehen lässt, ist das große Verdienst Cornelia Wends. **Katharina Picandet**



Impressum

Herausgegeben von der Behörde für Kultur und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg anlässlich der Verleihung der Hamburger Literaturpreise 2020.

Layout, Redaktion und Satz: Jürgen Abel, www.literaturinhamburg.de

Logo: Sebastian Stuertz, www.cadadas.com

Autor*innenfotos: Tara Wolff, tarawolff.com

Cover und Umschlaginnenseite: Illustrationen aus dem Comic »Gespenster der DDR« von Nadine Pedde

Alle weiteren Rechte der verwendeten Bilder und Illustrationen verbleiben bei den jeweiligen Urhebern.



Zahlen & Fakten

11 Preise, 7 Kategorien, 57.000 Euro

337 Bewerbungen

108 Romane

56 Erzählungen

52 Lyrik, Drama, Experimentelles

44 Kinder- und Jugendbücher

54 Comics

23 Übersetzungen

11 Bücher auf der Longlist als »Buch des Jahres«

»Die zahlreichen Bewerbungen für die Hamburger Literaturpreise zeigen, wie wichtig diese Preise sind, mit denen wir sowohl etablierte Autorinnen und Autoren auszeichnen als auch noch zu entdeckende Stimmen. Die Preise helfen Autorinnen und Autoren, ihre Verlage zu finden – und umgekehrt. Sie zeigen das breite Spektrum und die literarische Kompetenz in unserer Stadt.«

Dr. Carsten Brosda, Senator für Kultur und Medien



Hamburg

Behörde für
Kultur und Medien